

Les musulmans de Suisse
Muslime in der Schweiz

Colloque du 24/25 mai 2002
Tagung vom 24./25. Mai 2002

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:

Daniela Ambühl
Beatrice Kübli
Kathrin Pieren
Suzanne Stehelin
Viviane von Kaenel

© 2003 Schweizerische Akademie der Geistes- und
Sozialwissenschaften, Hirschengraben 11
Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 311 33 76, Fax 031 311 91 64
sagw@sagw.unibe.ch
http://www.sagw.ch

ISBN 3-907835-39-5

Table des matières Inhaltsverzeichnis

Einleitung <i>Roland Ris</i>	7
La communauté musulmane de Suisse: état des lieux Muslime in der Schweiz: eine Standortaufnahme	
Die Frage der Glaubenszugehörigkeit in der amtlichen Statistik der Schweiz <i>Marcel Heiniger</i>	13
L'Islam en Suisse romande: entre modernité et Tradition <i>François Jung</i>	23
Muslime in der deutschen Schweiz <i>Joanna Pfaff-Czarnecka</i>	35
Les musulmans au Tessin Du Rabadan au Ramadan <i>Carlo Monti</i>	43
Muslime in der öffentlichen Kommunikation <i>Mario Schranz / Kurt Imhof</i>	53
La vie quotidienne – Der Alltag	
Gleichstellung der Geschlechter: Schleiersichten <i>Annemarie Sancar-Flückiger</i>	65
Les cimetières musulmans <i>Claudine Stähli-Wolf</i>	69
Cimetières musulmans en Suisse Histoire, doctrine, question sociale <i>Patrizia Conforti</i>	77

Les musulmans et les musulmanes dans le monde du travail suisse 87
Iris Hugi Iharratine

Le musulman et la musulmane dans le monde du travail 91
Ender Demirtas

Alles relativ? Kultur als Argumentationsressource in der Gestaltung binationaler Partnerschaften 97
Barbara Waldis

Das Zusammenleben zwischen Muslimen und anderen religiösen Gemeinschaften 105
Hartmut Haas

Das religiöse Zusammenleben zwischen Muslimen und anderen religiösen Gemeinschaften 111
Rascha Osman

La vie dans différentes cultures – Leben zwischen den Kulturen

Kann und darf sich der Islam in der Schweiz etablieren? Eine juristische Grundsatzdebatte... 117
Erwin Tanner

Le multiculturalisme en Suisse: quelques regards critiques 139
Matteo Gianni

Islam et Occident. Deux figures de la gémellité 151
Mondher Kilani

Musulmans en Europe, les spécificités suisses 161
Stéphane Lathion

Naître et être musulman en Suisse: quelques questions 171
Abdelhak Elghezouani

Religion als kleinster gemeinsamer Nenner
Synthese zweier Rundtischgespräche 177
Kathrin Pieren

Bilan et perspectives futures – Bilanz und Ausblick

Bilanz aus der Perspektive der Forschung 185
Richard Friedli

Islam in der Schweiz – Bemerkungen zur Tagung aus Sicht der Bundesverwaltung 195
Michele Galizia

Clôture – Schlusswort

Les musulmans de Suisse – Retrospectives du colloque 203
Hilary Waardenburg-Kilpatrick

Annexe – Anhang

Les auteurs – Zu den Autorinnen und Autoren 211

Programme du colloque – Programm der Tagung 219

Les organisateurs du colloque – Zu den Organisatoren der Tagung 223

- collection, on trouve *Qu'est-ce que le Soufisme?* Également au Seuil, un très beau livre, *Le Prophète Muhammad, sa vie d'après les sources les plus anciennes*.
- 17 Professeur d'études islamiques à la George Washington University. Un auteur prolifique. *L'Islam traditionnel face au monde moderne* (1987) est un incontournable. Sur le web, on trouve notamment The Seyyed Hossein Nasr Foundation [www.nasr.org].
- 18 Le Collectif n'y arrive pas, mais au moins il défile. Et parmi la centaine de slogans non retenus, on trouve d'intéressantes références à des luttes bien ancrées dans l'actualité, comme «Globalisation – Uniformisation? Non merci», «voilées, harcelées par les préjugés»; ou, jouant sur les mots: «syndi-cas» de conscience/partageons la richesse de la différence», «l'exclusion, ça nous touche. Et vous?», «exclu et mal fichu» [sic], «insoumises à la mode, voilées de plein gré», «emballées pour travailler voilées»...
- 19 Ce type de démarche est pour le moins novateur dans le champ religieux musulman en Suisse. Notons qu'une autre association intercantonale qui vise également à réunir les femmes, l'ACFMS-Association Culturelle des Femmes Musulmanes de Suisse (Présidente, Nadia Karmous), organisée d'une façon plus structurée et dont les activités correspondent mieux aux attentes «traditionnelles» (conférences, camps pour enfants...) réunit surtout des femmes maghrébines (une vingtaine). Il est en outre intéressant de noter que cette association se positionne mieux auprès des autorités – est-ce parce qu'elle correspond mieux à la représentation courante de ce que doivent être des musulmans, qu'elle paraît plus «traditionnelle»? C'étaient à ma connaissance début 2002 les deux seules associations musulmanes spécifiquement féminines.
- 20 Entretien avec le président de l'association (mai 2002). Fondée en avril 2000, elle compte un noyau de 30 à 40 personnes actives pour une centaine de participants à des fêtes, rencontres, etc. [acasc@hotmail.com]

Musulime in der deutschen Schweiz

Joanna Pfaff-Czarnecka

Musulime in der deutschen Schweiz gibt es nicht – *il n'y a pas de musulmans en Suisse allemande*. Ich fürchte, dass Sie mir nicht glauben, wenn ich dies sage. Deshalb mache ich mich sofort daran, meine These in drei Schritten darzulegen. Erstens will ich klar stellen, dass es DIE Muslime als eine homogene Einheit nicht gibt. Wir müssen differenzieren, um das enorme Facettenreichtum dieses Glaubens und dieser Lebens- und auch Organisationsform wahrzunehmen – von Südostasien, über den Nahen Osten, Nordafrika und Europa bis in die USA praktiziert. Diese Vielfalt gelangt in der Schweiz wie in jedem anderen Land zur Entfaltung und prägt die einheimische kulturelle Vielfalt nachhaltig aus. Doch aus der Sicht der deutschen Schweiz müssen wir andererseits sagen, und das ist mein zweiter Punkt, dass die öffentliche Präsenz Menschen muslimischen Glaubens, ihrer Gemeinschaften und Einrichtungen auf ein Minimum beschränkt ist. Auf die dritte Dimension meiner These werde ich am Schluss eingehen.

Das Argument, dass es DIE Muslime als eine homogene Kategorie gar nicht gibt, ist nicht rein akademischer Natur. Selbstverständlich können sich Angehörige muslimischer Glaubensgemeinschaften auf die gleichen religiösen Schriften und Dogmen berufen. Und selbstverständlich werden viele den Islam als eine – mehr oder weniger wichtige, für manche die vornehmliche – Dimension ihrer Identität betrachten. Dennoch haben wir beispielsweise in den letzten Jahren in Zürich gesehen, wie schwierig es ist, wenn die Stadtverwaltung alle Muslime, vertreten durch deren Verbände, als EINEN Ansprechpartner wahrnehmen möchte. Bekanntlich schaffen Verwaltungen Kategorien, die ihren organisatorischen Logiken entsprechen. Die Muslime zu einer Einheit fassen, bedeutet, dass die Arbeit der Verwaltung erleichtert wird, dass aber dafür vereinfachende Formeln – eben: DIE MUSLIME – entstehen.

Das Problem der vereinfachenden Verwendung des Emblems «die Muslime» ist in Zürich zum Vorschein gekommen, als die Verhandlungen um einen Friedhof geführt wurden. Die Stadtverwaltung sprach «den Muslimen» ein für einen

muslimischen Friedhof vorgesehene Areal zu, das die muslimischen Organisationen aber hätten gemeinsam käuflich erwerben sollen. Die Vorgabe der kollektiven Aktion, gemeinsam nach Geld zu suchen und mit den Behörden in Verhandlungen zu treten, das heisst ein gemeinsames Ziel zu verfolgen und mit einer Stimme zu sprechen, erweist sich als sehr schwierig, wenn interne Teilungen und Differenzen als ausgeprägt wahrgenommen werden. Mitte der neunziger Jahre versuchte die zürcherische Stadtverwaltung vierzehn muslimische Verbände zusammen zu schliessen, denen Immigranten aus Kosovo, Mazedonien, Serbien und Albanien, aus Marokko, Syrien und dem Libanon, aus Indien, Indonesien und dem Iran, aus Sudan, Somalia und Tunesien angehören, und die auch in ihrer religiösen Ausrichtung variieren. Der Versuch gelang nicht. Viele der hier anwesenden Personen erinnern sich wohl, dass es den Vertretern muslimischer Gemeinschaften nicht gelungen ist, Geld zum Erwerb des Grundstücks zu beschaffen, was erfreulicherweise nicht zum Abbruch der Bemühungen um schickliche Bestattung der Muslime geführt hat. Erst am 1. Juli 2001 hat der Regierungsrat beschlossen, dass die Gemeinden des Kantons Zürich nun die Möglichkeit erhalten sollen, auf öffentlichen Friedhöfen separate Grabfelder für Religionsgemeinschaften einzurichten. Nun haben Menschen islamischen Glaubens auch in Bern und in Basel die Möglichkeit, ihre Toten mit dem Blick nach Mekka zu bestatten.

Dieses kleine, jedoch für das Verständnis der Aushandlungsprozesse zwischen den Personen muslimischen Glaubens, den Behörden und der Bevölkerung wichtige Beispiel zeigt ein für die deutsche Schweiz – vor allem im Vergleich mit Genf – spezifisches Problem auf, wobei ich nicht sicher bin, ob die übrigen Schweizer Regionen nicht ebenfalls mit diesem Problem konfrontiert sind. Indem erstens die Bevölkerung islamischen Glaubens nur knapp 3% der Bevölkerung beträgt, indem zweitens die Zuwanderung ein noch junges Phänomen ist (sie geht im Wesentlichen auf die letzten zwei Dekaden zurück), weil es drittens keine starken muslimischen Ballungszentren wie beispielsweise in England gibt, und infolge der Heterogenität muslimischer Gruppen, sind die meisten muslimischen Körperschaften verhältnismässig klein. Dieser Umstand schränkt die Handlungsspielräume bedeutend ein, wenn es

darum geht, eigene Finanzmittel aufzubringen oder mit den Behörden in Verhandlungen zu treten.

Als ich vor genau zwei Wochen – das heisst: Anfang Mai 2002 – anlässlich einer New Yorker Tagung zum Thema Migration und Religion in dieser faszinierenden Stadt die enorme Vielfalt an muslimischen Verbänden wahrgenommen habe, die ihre eigenen Projekte verfolgen, Finanzmittel aufbringen und erhalten, und die öffentlich handeln, bin ich auf das Problem der geringen Grösse muslimischer Gemeinschaften bei uns aufmerksam geworden. Es ist selbstverständlich nicht allein die Grösse, doch die genannten Gründe bringen es mit sich, dass die Deutschschweizer Öffentlichkeit Menschen muslimischen Glaubens, mit ihren Forderungen und Anliegen noch nicht ausreichend als einen Teil der Schweizer Öffentlichkeit wahrnimmt. Damit komme ich zum zweiten Punkt meiner Ausführung.

Es gibt keine Musliminnen und Muslime in der deutschen Schweiz, weil man sie praktisch nicht sieht. Die eingeschränkte physische Sichtbarkeit geht weitgehend mit der mangelnden Aufmerksamkeit gegenüber deren Problemen und Zielen daher, doch so eng beide Bereiche zusammenhängen, müssen sie auseinander gehalten werden. Lassen Sie mich zuerst die physische Sichtbarkeit erläutern. Vor bald sieben Jahren las ich einen Artikel, der mich sehr nachdenklich gemacht hat. Ernst Hunziker berichtete vom lang gehegten Wunsch muslimischer Immigranten, eine grosse Moschee zu errichten. Zur Begründung für ihren Bau zitierte Hunziker Herrn Essam Baddredin, der ihm Folgendes berichtet hat: «Er fuhr mit seiner sechsjährigen Tochter zur Vorweihnachtszeit mit dem Tram durchs festlich beleuchtete Zürich. Plötzlich sagte seine Tochter, sie wolle keine Muslimin mehr sein. Dem erstaunten Vater erklärte die sechsjährige, sie möchte wegen der vielen Lichter lieber Christin sein. Darauf erklärte er ihr, dass die Muslime anstelle von Weihnachten den Fastenmonat Ramadan und das ihn abschliessende Fest hätten. In Ägypten seien während des ganzen Ramadan die Minarette aller Moscheen schön beleuchtet. Gäbe es in Zürich auch ein islamisches Gotteshaus mit beleuchtetem Minarett, so hätte seine Tochter gewiss kein Bedürfnis mehr, Christin zu werden, und wäre stolz darauf, eine Muslimin zu sein».¹

Ich verstehe das Anliegen der Tochter und die Betroffenheit des Vaters sehr gut, und dieses Beispiel bringt die Problematik der Anerkennung, der Pluralisierung der Deutschschweizer Gesellschaft und die Notwendigkeit gegenseitiger Anpassungsleistungen auf den Plan. Ich wage die Behauptung, dass wir unsere Sehgewohnheiten ändern, so dass im Lauf der Zeit anfänglich als fremdartig und gar befremdend anmutende Symbole zu Selbstverständlichkeiten werden. Heute ist es so, dass weder in Genf noch in der deutschen Schweiz eine Lehrerin islamischen Glaubens das Kopftuch tragen darf, was in Kanada als selbstverständlich gilt. Ich bin überzeugt, dass in einigen Jahren unsere «Ankunftsgesellschaft» das Kopftuch nicht mehr als ein bedrohliches Symbol sehen wird, doch wie lange es noch dauert, weiss niemand. Es kann nun nicht behauptet werden, dass der Bau einer grossen Moschee in der deutschen Schweiz bloss am Widerstand der Schweizer Öffentlichkeit scheitert. Die Gründe sind vielschichtiger. Wir wissen aber, wie wenig Bereitschaft zur Zeit bei uns vorhanden ist, um neben den Kirchenglocken auch den Ruf des Muezzins zu hören.

In welchen Situationen werden denn «die Muslime» an der Öffentlichkeit sichtbar? Leider vor allem dann, wenn es Probleme gibt. Es ist neun Jahre her, als eine Woge der Empörung über die Schweizer, nicht nur Deutschschweizer, Medien schwappte, die auf das viel beachtete Urteil des Bundesgerichts folgte, das einem türkischen Mädchen erlaubte, dem obligatorischen Schwimmunterricht fernzubleiben. Das Gericht kam zum Schluss, die Glaubens- und Gewissensfreiheit schütze das Mädchen davor, sich im koedukativen Schwimmunterricht Knaben in einer Weise zeigen zu müssen, die einer streng gläubigen Auffassung des Islam über die koranischen Kleidervorschriften widerspreche. Vehement ist dieses Urteil kritisiert worden, das sich auf das für alle geltende Recht auf Religionsfreiheit stützt. Exemplarisch sei der Schriftsteller Thomas Hürlimann genannt: «Es hat zu leichtfertig dem Willen des Vaters entsprochen, seine Tochter im Geist traditionell-islamischer Werte zu erziehen, und damit unter dem Deckmantel kultureller Toleranz ein Verhalten geschützt, das zentralen Werten unserer Gesellschaft widerspricht.» Wie weit ist der öffentliche Aufruhr, der die Überschreitung elterlicher Gewalt anprangert, von jenem friedlichen Bild des Gesprächs zwischen Vater und Tochter im vorweihnachtlichen Zürich entfernt!

«Die Muslime» geraten ins öffentliche Blickfeld anlässlich von Ereignissen, die Beunruhigung und Kritik hervorrufen, und diesem Umstand ist es wohl zu verdanken, dass die öffentlichen Bilder vereinfachend, abgrenzend und auf spezifische Rollen fixiert sind. Die misstrauische öffentliche Haltung, die einige politische Parteien schüren, bringt es mit sich, dass die Behörden in ihrem Bemühen, diskriminierenden Praktiken vorzubeugen – etwa, um schickliche Bestattung zu ermöglichen – ihre Massnahmen möglichst dem öffentlichen Blick zu entziehen suchen. Es sollen keine schlafenden Hunde geweckt werden, so das versteckte Motto, und diese Haltung – so erfolgreich sie im Prozess der Behandlung religiöser Anliegen sein mag – trägt dazu bei, dass die notwendige Sichtbarkeit der Menschen muslimischen Glaubens, ihrer religiösen Symbole und Anliegen sehr gering bleibt. Dieser Umstand ist sehr bedauerlich, weil unsere Einwanderungsgesellschaft mehr Raum benötigt, um sich gegenseitig kennen zu lernen, um in umfassende Debatten – nicht nur über die Religion – zu treten, und um ein mehrdimensionales Bild voneinander zu erhalten. Wir müssen miteinander üben, wieviel Raum benötigt wird, um in bestimmten Lebensbereichen mehr Distanz halten zu können, in anderen hingegen Foren, Arenen und Plattformen zu erschaffen, um gemeinsame Projekte in Angriff zu nehmen.

Wie in vielen anderen westlichen Ländern hat auch in der Schweiz mehr Annäherung stattgefunden als allgemein wahrgenommen wird. Zudem haben sowohl die Behörden, die Schweizer Öffentlichkeit, als auch die Zuwanderergruppen recht viel Flexibilität an den Tag gelegt. Vielen der Anliegen religiöser Minderheiten, die in der Schweiz vorgebracht wurden, ist entsprochen worden. Mit öffentlicher Anerkennung, die sich in Bundesgerichtsurteilen, politischen Beschlüssen und praktischen Lösungen niederschlägt, wird Nährboden geschaffen, um neue Projekte in Angriff zu nehmen. Mit den einzelnen Schritten Richtung Anerkennung ändern sich auch öffentliche Einstellungen. Erinnern wir uns an den empörten Aufschrei zum erwähnten Schwimmurteil, so muss zugleich eingeräumt werden, dass dieser Sturm sich sehr schnell wieder legte. Negativ an diesem Beispiel ist der Umstand, dass die Öffentlichkeit so stark und so pauschalisierend reagierte, und dass sie so schlecht darauf vorbereitet wurde, sich überhaupt eine Meinung zu bilden. Ein Problem liegt darin, dass kaum Vorkeh-

rungen existieren, um sich im Vorfeld wichtiger Entscheide miteinander zu beraten. Ja, das Problem liegt noch tiefer: Leider gelangen hauptsächlich Problemfälle zur Debatte, so dass kaum Raum existiert, um entspannt einander gegenseitig zuzuhören. Damit kann kein Humus entstehen, auf dem gemeinsame Massnahmen debattiert und erprobt werden können, um die unvermeidbaren Konfliktsituationen gemeinsam zu meistern.

Schlussbemerkungen

1. Es ist notwendig, in der ganzen Schweiz gesellschaftliche Lösungen zur Anerkennung von Minderheitenanliegen zu erarbeiten. Mit solchen Lösungen wird Bedürfnislagen religiöser Minderheiten entsprochen. Es ist jedoch ebenso wichtig, auf allen Seiten Flexibilität und Differenziertheit zu fördern und Grundlagen zu legen, um tiefgreifenden Austausch zu ermöglichen. Angesichts der starken Stereotypen dessen, was ein Muslim ist, und vielleicht auch, was ein nicht Muslim ist, gilt es daraufhin zu wirken, dass wir nicht in diesen Stereotypen erstarren.
2. Solange es keine hell erleuchteten Moscheen bei uns gibt, kann es nicht überraschen, dass Identitätspolitik einen solch wichtigen Bereich der öffentlichen Agenden einnehmen. Unter Identitätspolitik verstehe ich Bestrebungen, den öffentlichen Raum mit Symbolen zu besetzen, die das Vorhandensein der eigenen kulturellen Formen zur Schau stellen und deren Anerkennung anstreben. Wo Identitätspolitik betrieben werden, gibt es allerdings zwar eindeutige Botschaften, dafür aber weniger Potenzial für Flexibilität und Durchlässigkeit. Gerade aus der Defensive werden eindeutige Botschaften verbreitet, sowohl auf der Seite der Zuwanderer, als auch auf der Seite der «Ankunftsgesellschaft». Die Letztere kann in eine Defensivhaltung geraten und entsprechend erstarren, wenn zu wenig Zeit eingeräumt wird, um sich auf Neues einzustellen.
3. Wo Identitätspolitik die gesellschaftlichen Agenden besetzen, gibt es sehr wenig Raum, wenn überhaupt, um

starre ethnische und religiöse Barrieren zu überbrücken, und Projekte in Angriff zu nehmen, die nicht nur einzelne Teile unserer Gesellschaft betreffen, sondern die alle angehen. Zu solchen Anliegen zähle ich das Nachdenken über die soziale Sicherheit, über die Pflege der natürlichen Umwelt, oder gemeinsames Nachdenken über die Politik und allgemein über unsere gemeinsame Zukunft. Um Solches zu tun, geht es um Zusammenschlüsse, die nicht mit «Muslimen», sondern mit Mitgliedern unserer Gesellschaft eingegangen werden. Es ist zwar spannend und wichtig, den interreligiösen Dialog zu führen, doch wir müssen uns mit einer Person sowohl über religiöse Anliegen, als auch über das Schulwesen oder über die Altersrenten beraten. Denn es gibt keine Muslime in der Deutschschweiz, sondern Menschen, die diesem Glauben angehören, die aber in vielfältige gesellschaftliche Projekte eingebunden sind, die uns alle angehen.

Anmerkungen

- 1 Hunziker, Ernst, 1996. «Allah an der Limmat», in: unizürich 2/96: 46-48. (Zitat, S. 48)